

Die Sägemühle im Waldwinkel.

Erzählung [2]
von
O. Sandor. (Fortsetzung.)

Den Dämon, der sich an Heinrich klammerte und der ihn erst bergan geleitet, konnte der Sägemüller zwar nicht kennen, weil dieser Dämon einst die Züge eines guten Engels getragen: Ehrgeiz — brennender Ehrgeiz war von Kind an der leitende Faktor von Heinrichs Handlungen gewesen, ihm allein hatte er es zu verdanken, wenn er spielend alle theoretischen Schwierigkeiten seines Berufes überwunden und schon in jungen Jahren eine Stellung errungen hatte, um die ihn die ältesten und erfahrensten Ingenieure beneiden konnten. Mit den Jahren aber hatte sich dieser heilsame und fördernde Ehrgeiz zu einem Zerrbild verwachsen, zu einem krankhaften Paroxismus...... Wie oft hatte er über die Begeisterung des Vaters gelächelt, mit dem dieser in seinen Briefen die neuen Fabrikanlagen schilderte. So armselig und kleinlich erschien ihm das Unternehmen, das höchstens hundert bis hundertundfünfzig Arbeitern Beschäftigung gewährte — kaum der Mühe wert, daran die Quintessenz seines Wissens und Könnens zu setzen. Seine Wünsche waren längst über die Grenzen des Alltäglichen und Gleichförmigen hinausgewachsen.

Er träumte von andern Dingen, von einem großartigen Werk, das die engere Heimat überragte; nicht Stufe um Stufe hinansteigen, sondern im Fluge die Höhe erreichen, das war das Ziel seiner Träume und seiner Sehnsucht.

Wöchentlich zweimal fuhr er nach London, um die Börsengeschäfte der Firma zu besorgen, Käufe und Verkäufe am Metall- und Eisenmarkt abzuschließen, und dort machte er vor längerer Zeit die Bekanntschaft eines sogenannten Börsenjobbers, der Fondsbörse in Papieren spekulierte. Auf den Rat desselben begann er mit seinen Ersparnissen ebenfalls zu spekulieren und das Glück begünstigte ihn darin so auffallend, daß sich das kleine angelegte Kapital in kurzer Zeit verzehnfachte. Eines Tages raunte ihm Mr. Bobbes etwas von einer Hauptaktion zu, die sich an der Börse vorbereite. In einer seit Jahren brach liegenden Silbermine Nordamerikas waren neue Adern entdeckt; noch wußte außer Mr. Bobber, der drüben geheime Verbindungen hatte, niemand davon, aber jede Stunde konnte der Telegraph die bedeutungsvolle Entdeckung der Geschäftswelt übermitteln. Die Zeit bis dahin mußte ausgenutzt, d. h. die zu einem Spottpreis an der Börse angebotenen Aktien aufgekauft werden, bevor sie, was schon in den nächsten Tagen geschehen würde, riesig in die Höhe stiegen. Die Gelegenheit binnen weniger Stunden Millionär zu werden, war hier geboten.

Heinrich hörte die verlockende Mär und nahm sie auf.

Aber seine eigenen Ersparnisse reichten bei weitem nicht hin, um die reiche Ernte mit Mr. Bobber zusammen ganz allein einzuheimsen, und der Versucher an seiner Seite redete ihm zu, die Gelegenheit nicht ungenützt verstreichen zu lassen.

Vor einigen Tagen war er aus der Firma C. B. Siuthen Co. ausgetreten, und als letzten Beweis seines Vertrauens hatte der Chef ihm eine große Summe mitgegeben, mit der er auf seiner Durchreise in London ein schon lange schwebendes Geschäft zum Abschluß bringen sollte.

Die Stimme des Versuchers wurde immer eindringlicher. Es handelte sich nur um vierundzwanzig Stunden. Wenn etwas erreicht werden und der große Schlag gelingen sollte, mußte das fremde Geld als Mittel zum Zweck dienen; schließlich konnte es C. B. Siuthen Co. einerlei sein, ob ihr Geld ein paar Stunden in fremdem Dienst arbeitete, wenn es ihr nur sicher blieb.

Hier wohnte und starb am 27. Januar 1786
Hans Joachim v. Zieten,
General der Kavallerie.
geb. am 14. Mai 1699 zu Wustrau.
Der Verein ehemaliger Zieten Husaren d. 27. Januar 1886.

Die Gedenktafel am neuen Zieten-Hause in Berlin.

In einer schwachen Stunde unterlag Heinrich Talens der Anfechtung. Die Aktien wurden aufgekauft, aber am nächsten Tage blieb die Depesche, die nach Mr. Bobbers Berechnung während der Börsenstunde hätte eintreffen müssen, und somit die vorausgesetzte Hausse aus. Als Heinrich am andern Morgen nach einer schlaflosen Nacht Mr. Bobber aufsuchen wollte, war dessen Wohnung leer. Es hieß, er sei verreist, auf unbestimmte Zeit, wohin wußte niemand.

Heinrich wußte aber genug . . . und jetzt erst kam ihm das Bewußtsein von der folgenschweren Tragweite seiner leichtsinnigen Handlungsweise. Die ersten Minuten seiner Gewissensqual preßten ihm den kleinen, kalten, scharf geladenen Revolver in die Hand — nur noch ein Gedanke, ein spinnwebdünner Faden verband ihn mit dem Leben, aber da stieg plötzlich die Heimat mit den fernen Lieben vor seinen Augen auf und die Hand, die den Hahn spannte, zuckte zurück und sank nieder — nein — die That eines Feiglings sollte ihm niemand nachsagen, mochte kommen, was wollte. Noch lag ein langes Leben vor ihm, er wollte es nützen, um die Scharte, die eine leichtsinnige Stunde verursacht, auszuwetzen. In Wirklichkeit zweifelte er nicht, daß sein Vater ihm die fehlende Summe beschaffen und damit das Schlimmste abwenden würde. Der Inhalt seiner Depesche konnte nach seiner Meinung kaum einen Zweifel an die Dringlichkeit seines Begehrens aufkommen lassen — und die Verhältnisse zu Hause waren derart, daß der Vater ohne Schwierigkeit die verlangte Summe auftreiben konnte.

Freilich, dem Vater, dessen schlichten, unbestechlichen Sinn er kannte, von dem er wußte, daß sein makelloser Name und seine unbefleckte Ehre ihm höher als alles andre in der Welt standen, dem würde er nicht mehr ins Auge sehen, nicht gegenüber treten können. Sobald das Geld eintraf, wollte er abreisen, aber nicht in die Heimat, sondern in eine neue Welt, in der er durch rastlose Arbeit und in strenger Selbstzucht seine Reue über das Geschehene bethätigen konnte. Stunde um Stunde verging.

Die Nacht zog herauf und bedeckte mit ihren grauen Fittigen das stille Zimmer. Heinrich saß angekleidet auf seinem Bettrand und erwartete die Morgendämmerung. Eine beklemmende Angst preßte ihm die Brust zusammen, mit dem kommenden Tage mußte sich alles entscheiden. — Traf die erbetene Summe von Hause nicht in den ersten Morgenstunden ein, so war er verloren, denn im Laufe des Vormittags kam einer der Chefs von C. B. Siuther Co. nach London, und dann mußte alles offenbar werden.

Und dann schien die Sonne wieder hell ins Zimmer, auf den Korridoren wurde es lebendig, aber noch immer ließ der Telegraphenbote auf sich warten.

Als die Uhr zehn schlug, wußte Heinrich, daß er nicht mehr zu warten brauche. Wäre die Anweisung abgegangen, so hätte sie lange da sein müssen.

Noch eine leise Hoffnung ankerte sich in seiner Seele: daß der älteste, ihm väterlich wohlwollende Chef seiner Firma und nicht der jüngere Compagnon, der immer mit unverhohlenem Verdruß die Bevorzugung des jungen deutschen Ingenieurs gesehen und der ihm stets feindlich gegenübergestanden hatte, kommen möge.

Aber auch diese Hoffnung betrog ihn. Etwa eine Viertelstunde später trat Mr. Snobb, der jüngere Chef des Hauses Siuthen, dem ihn anmeldenden Kellner auf dem Fuße folgend, ins Zimmer.

Sekundenlang machte sich ein heftiger, innerer Kampf in Heinrichs Zügen bemerkbar, dann war sein Entschluß gefaßt: Der Entschluß, wenn es sein mußte, die Folgen seines Leichtsinns zu tragen.

Eine kurze, aber inhaltschwere Unterredung folgte, während der das glatte, kalte Gesicht des Engländers eine immer strengere und zurückhaltendere Miene annahm.

„Sie haben also das Ihnen von uns anvertraute Geld verspielt und wünschen nun, daß wir Sie unbehelligt in Ihre Heimat reisen lassen und uns über unsern Verlust zu trösten suchen! Habe ich recht verstanden?" sagte Mr. Snobb eisig.

Heinrich zuckte zusammen.

„Wenn Ihnen mein Ehrenwort, daß ich innerhalb acht Tagen zurück sein und Ihnen Ihr Geld erstatten werde, nicht genügt, so stehe ich zu Ihrer Verfügung!" sagte er fest.

Der Engländer machte eine spöttische Handbewegung.

„Sie werden kaum ernstlich erwartet haben, daß wir auf Ihren Vorschlag eingehen. Entweder schaffen Sie sofort das Geld zur Stelle oder — —"

„Verfügen Sie über mich!" erwiderte Heinrich ruhig. „Eine bessere Gewähr kann ich Ihnen augenblicklich nicht geben." —

Eine Viertelstunde später fuhren beide Herren im geschlossenen Wagen zum Polizeigebäude der City. — — — — — — — —

Mitternacht war schon vorüber, als der Sägemüller, von seiner Londoner Reise zurückkehrend, an die Thür des schon völlig dunklen Wohnhauses klopfte. Es war eine stürmische, finstere Nacht. Aus bleischweren Wolkenmassen rauschte der Regen in breiten Strömen hernieder; die Hand vor den Augen war kaum zu erkennen.

Es dauerte lange, bevor die Thür von drinnen geöffnet wurde. „Herr Gott, Sägemüller Talens!" rief die Magd erschrocken, „so zu nachtschlafender Zeit und bei dem Hundewetter und zu Fuß! Die Frau ist auch schon schlafen — wir erwarteten Sie frühestens übermorgen mit dem jungen Herrn! Soll ich Thee kochen? Soll ich die Frau wecken?"

„Nicht nötig!" sagte der Sägemüller heiser, „hab' weder Hunger noch Durst und meine Frau wird früh genug wach werden. Geh' zu Bette, Dore. Gute Nacht."

Die Magd warf einen scheuen Seitenblick in das verstörte und seltsam verändert scheinende Gesicht ihres Herrn, dann schlich sie leise fort.

Der Sägemüller warf den nassen Ueberrock ab. Ein paarmal ging er mit dröhnenden Schritten in dem weiten Hausflur auf und nieder. Dann nahm er die kleine Flurlampe und trat in das Wohnzimmer, das nur durch einen Vorhang von dem gemeinschaftlichen Schlafzimmer des Ehepaares getrennt wurde.

Frau Doris war von dem Geräusch des Thüröffnens aufgewacht. „Johannes!" rief sie, „Du bist heimgekommen?"

Johannes Talens trat an das Bett seiner Frau. Das flackernde Licht der Lampe warf einen grellen Schein auf sein blasses, vergrämtes, von tiefen, dunklen Furchen durchzogenes Gesicht. Doris richtete sich in den Kissen auf und ergriff die eiskalte Hand ihres Mannes.

„Johannes!" schrie sie, „es ist etwas geschehen, etwas Fürchterliches! Ahnte ich es nicht? Was ist es? Was ist mit Heinrich? Ist Heinrich tot?"

„Wollte Gott, er wäre es!" stöhnte der Sägemüller. „Tot! Tot! Ich wollte unserm Herrgott auf den Knien danken, hätte ich ihn tot gefunden, anstatt so — so —. Schlimmer als tot, Frau — als Dieb habe ich ihn wiedergefunden, gebrandmarkt — im Gefängnis — ein ehrloser Schuft, der fremdes, anvertrautes Gut veruntreut und verspielt hat. — Ein Dieb — ein gemeiner Verbrecher — der erste in der Familie Talens, und dieser erste ist mein Sohn — w a r mein Sohn, denn ich habe keinen Sohn mehr. Er sei verflucht — verflucht —"

Seine Stimme brach jäh ab; der verhallende Ton versank in dem Wehlaut, der sich über Frau Doris' Lippen drängte: „Nicht fluchen, Vater — o Gott — nicht fluchen —" murmelte sie leise.

Eine Weile war es totenstill im Zimmer. Der Sägemüller hatte die Lampe ausgelöscht — nun sank er auf den Stuhl neben dem Bett seiner Frau und wie das Stöhnen eines zu Tode verwundeten Tieres klang es durch die Stille der dunklen Stube.

Dann fuhr er plötzlich wieder jäh empor. „Ich soll nicht fluchen, Frau!" schrie er, „Du weißt nicht, was Du verlangst! Du kannst die Tragweite des Geschehenen noch nicht ermessen. Alles ist aus und vorbei! Niemals wird den Schloten der neuen Fabrik eine Rauchwolke entspringen, das Bauwerk wird stehen, bis es als Ruine zerfällt, die Sägemühle soll auch still stehen — wir ziehen fort von hier — wir sind entehrt, gebrandmarkt — wir können die Augen nicht mehr aufschlagen zu ehrlichen Leuten, denn unser Sohn ist ein Verbrecher — ein gemeiner Dieb! — Hahaha!" — Der unglückliche Mann lachte gellend auf. — „Hörst Du? Ein Dieb — ein Dieb, ein Betrüger und Spitzbube! —" Ein leiser Seufzer floß aus Frau Doris' Mund, aber Johannes Talens achtete nicht darauf. Stundenlang noch fuhr er fort zu rasen und das Schicksal, das ihm diesen Schlag versetzte, zu verfluchen. — —

Endlich schienen seine Kräfte zu ermatten. Es war so seltsam ruhig in der Stube — nicht einmal die Wanduhr tickte — Frau Doris mochte vergessen haben, sie vor dem Schlafengehen aufzuziehen. —

„Doris!" rief der Sägemüller. Sie gab keine Antwort. Er erfaßte ihre Hand, die sich wunderlich kalt und steif anfühlte. Eine beklemmende Angst befiel ihn. Mit bebenden Fingern zündete er die Lampe wieder an und leuchtete über Frau Doris' Bett.

Sie lag bleich und regungslos in den Kissen, den Kopf etwas seitwärts geneigt mit geschlossenen Augen. Eine eigenartige Starre lag in ihren sanften Zügen.

Wie Johannes Talens sich über seine Frau beugte und mit seinen Lippen ihre kalte Wange berührte, wußte er plötzlich, daß die stille Schläferin nie wieder auf dieser Erde erwachen würde — daß seine treue, liebreiche Lebensgefährtin von ihm gegangen war auf Nimmerwiederkehr in diesem Leben, — und die Erkenntnis dieses neuen, schweren Unglücks, das über ihn hereinbrach, nahm dem ohnehin bis ins Herz getroffenen und zerschmetterten Mann den letzten Rest seiner Kraft: Ein wirrer, abgerissener Laut ging über seine Lippen. —

„Er hat sie getötet — er ist ihr Mörder!" flüsterte er, dann glitt er neben dem Bett nieder, seine Stirn schlug hart auf die Kante — für Minuten verlor er das Bewußtsein. — — — — — — — — — — — — — —

„So laß mich doch endlich mal mit diesem langweiligen Menschen in Ruhe, Tante," rief das junge Mädchen, „ich kann ihn nicht leiden, ich mag ihn einfach nicht."

„Du bist ein unvernünftiges Kind, Erika," sagte Fräulein Klarissa Menzel, eine etwa 50jährige, wohlbeleibte Dame, die ihrer Nichte gegenüber in der Erkernische saß, tadelnd, „möchte nur wissen, was Du an Herrn von Zillen auszusetzen hättest. Die halbe Stadt, jedenfalls ein paar hundert heiratsfähige Mädchen würden Dich um diese Partie beneiden. Ein so reicher, liebenswürdiger, vornehmer, junger Herr —"

Erika Menzel verzog den hübschen Mund zu einem spöttischen Lächeln. „Reich? Sein Renommieren finde ich höchst unfein. Liebenswürdig — hm — ich danke für seine saccharinsüßen Schmeicheleien, mir wird ordentlich übel dabei — und vornehm —. Wieso denn? Auf sein „von" pfeif' ich —.

„Du gewöhnst Dir abscheuliche, burschikose Ausdrücke an, Rika," sagte die Tante streng, „das kommt von Deinem Verkehr unten; Dein Onkel Talens ist bekannt dafür, daß er den Leuten, die zu ihm kommen, oft klassische Grobheiten an den Kopf wirft.

Erika wandte den Kopf zum Fenster. — Die Tante brauchte nicht die kleinen lustigen Kobolde zu sehen, die ihr um Augen und Wangengrübchen tanzten. — — — —

Das große, altertümliche, spitzgiebelige Haus, in dem Fräulein Menzel und ihre Nichte das zweite Stockwerk bewohnten, lag mit seiner Fassade dem Marktplatz zugekehrt. Es gehörte dem Justizrat Talens, der im ersten Stock wohnte und im Erdgeschoß seine Bureaus hatte.

Dem Hause gegenüber, an der andern Seite des Marktes, lag das Restaurant und Kaffee „Zum Sperber", das besonders von den Beamten und Offizieren der kleinen Garnison besucht wurde. Auch diesen Nachmittag war die von Epheuranken umgebene und abgeteilte Terrasse dicht besetzt von Herren, die dort ihren Kaffee tranken und die Zeitungen dazu lasen.

Soeben war wieder ein neuer Gast gekommen, ein junger, schlanker Herr im hechtgrauen Sommeranzug, der sich breitspurig über die Brüstung lehnte, und, das Monokle ins Auge geklemmt, nach dem Erker im zweiten Stock des Talensschen Hauses starrte.

„Da ist ja Dein Adonis," sagte Erika, „er sieht sich fast die Augen nach Dir aus, Tante."

„Nach mir?" rief Fräulein Menzel.

„Nun ja, er macht Dir doch mindestens ebensoviel den Hof als mir. —"

„Behalte nur Deine geistreichen Witze für Dich," sagte die alte Dame melancholisch, „als ich in Deinem Alter war, hatte ich mehrere Anträge von netten, gut gestellten Herren, aber ich war damals gerade wie Du. Ein Jahr verging nach dem andern, und ehe ich mich umsah, war ich alt und vereinsamt. Vor dem gleichen Schicksal möchte ich Dich bewahren, Erika."

„Mein Himmel — natürlich," entgegnete Erika lachend, „wenn mir das Glück einmal begegnen sollte, so werde ich mir es schon festhalten, aber das ist mir leider eben noch nicht geschehen. Uebrigens — Tantchen, — es ist heute reizend draußen. Meinst Du nicht, daß ich auch ein bischen zeichnen gehe?"

„Meinetwegen. Hast ja doch kein Sitzefleisch, du quecksilbern Menschelchen," sagte die Tante.

Erika stand schon in der Thür. Flink wie ein Vogel huschte sie in ihr eigenes Kämmerchen und ergriff Hut und Zeichenmappe, dann sprang sie ebenso leichtfüßig die breite, dämmerige Treppe hinunter in das erste Stockwerk.

In den nebenanliegenden Räumlichkeiten war niemand anwesend, aber ein eigentümlich knarrendes Geräusch und der kräftige Duft frischgemahlenen Kaffees führte Erika in die Küche. Da saß die alte Köchin auf einem Schemel und malte Kaffee, daß ihr die hellen Tropfen auf der Stirn standen!

„Na, was willste, Erikachen!" sagte sie aufstehend, „doch nicht ausgehen bei der Hitze?"

„Den Affen!" rief Friederike entrüstet, „natürlich kenn ich den. Bietet einem noch nicht einmal die Zeit, wenn er einem begegnet. Und den sollste heiraten? Nee, mein Herzenskind, den laß Dir nur nicht aufschwatzen."

„Behüte Gott, Rieke, fällt mir garnicht ein. Ich will überhaupt nicht heiraten. Warum denn? Wozu denn?"

„Ganz recht haste, Erikachen," rief die Alte eifrig, „wie oft habe ich es nicht schon dem jungen Volk vorgehalten: Muß denn geheiratet sein? Ist ja Blödsinn, die ganze Heiraterei."

„Ja, Rieke, es ist gewiß nicht angenehm, diese Rederei anzuhören. Ich wollte, Du



Die falsche Adresse.

Zum Wiegenfest der holden Braut,
Schickt der Verlobte duft'ge Spenden,
Dem Dienstmann sind sie anvertraut,
Und seinen ungewasch'nen Händen.

Des eignen Mundes Kümmelluft,
Vermischt er mit dem Blumenduft.
Die Dolden schütteln still ihr Haupt:
„Wie unverschämt, wie unerlaubt!"

„Ei freilich Rieke. Was Hitze! So'n bischen Temperatur! — Wo sind Onkel und Tante?"

„Frau Justizrat ist zum Kaffee bei Amtmanns und der Herr sind unten im Bureau. Wolltest Du etwas?"

„Nein — eigentlich nichts — aber — ach Gott, Rike, das Leben ist doch manchmal recht schwer."

„Nanu?" knurrte die Alte. „Ist die Hitze der Mamsell oben am Ende auch in den Kopf gestiegen?"

„Denk Dir, Rieke, sie will mich durchaus verheiraten. Und an wen meinst? An den alten, ekligen Assessor von Zillen. Kennst Du ihn?"

würdest mal hören, wie die Tante diesen Menschen herausstreicht. Zum Tollwerden."

„Nimm Dir's nur nicht zu Herzen, Erikachen," tröstete die Alte, „hab Dir übrigens noch von heute Mittag ein Schüsselchen voll Grütze zurückgestellt, ist viel Himbeer dran, was Du so gern magst. Willst es haben?"

„Ei freilich, Rieke. Rote Grütze esse ich zu jeder Tageszeit mit Leidenschaft."

Die Alte stellte die Kaffemühle aus der Hand und erhob sich schwerfällig, um die Leibspeise ihres Lieblings herbeizuholen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Gedenktafel am neuen Zieten-Hause zu Berlin (Seite 5). Das frühere sogenannte Zieten-Haus in der Kochstraße zu Berlin ist einem prächtigen Neubau zum Opfer gefallen. Unter Zustimmung des Besitzers ist aber an dem neuen Gebäude genannte Votivtafel angebracht, welche nun wohl für alle Zeit, wie ihre Vorgängerin, den Namen des Helden und den des Vereins ehemaliger Zieten-Husaren der Nachwelt kundgiebt.



Bedeutsame Inschrift. Ueber dem Altar einer Dorfkirche in Baiern befindet sich ein antikes Goldkästchen mit zwei von Meisterhand bemalten Flügelthüren, an deren innere Wand der Bibelspruch: „O Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" angebracht ist. Eines Tages ging ein Fremder durch das Dorf und, da er die Kirchenthür offen fand, trat er ein, um die Kirche zu besichtigen. Als er dem Altar nahe kam, zeigte ihm der Meßner unter andern Sehenswürdigkeiten auch das Kästchen. Nachdem der Fremde es bewundert und auch den Bibelspruch gelesen hatte, rief der Meßner plötzlich: „So, hiazt muß i aber's Kastl zuspirren!" — „Weshalb denn zusperren?" — „Wissen's 's kummt nämli glei a junges Paarl, um si trauen z' lassen — und dö derfen d' Inschrift drina nit lesen, sunst g'reut's ihna am End'!"

Wie man einen kleinen Eichbaum im Wasserglas wachsen läßt. Man zieht durch eine Eichel einen kleinen Draht, wozu man eine recht dünne Stricknadel nehmen kann, und hängt dieselbe damit so in einem etwa zu dreiviertel seines Inhalts mit Wasser gefüllten Wein- oder Wasserglas auf, daß wohl die Eichel, aber nicht der Draht das Wasser berührt. Nach etwa acht Tagen wächst aus der Eichel eine kleine Wurzel heraus, die sich allmählich tiefer und tiefer in das Wasser hinabsenkt und dabei mehr verästelt. Später spaltet sich die Eichel oberhalb, indem ein Keim hervorbricht, der nach und nach zu einem Stengel heranwächst, an welchem sich zarte Blätter entfalten. So wächst die kleine Eichel bei regelmäßigem Wasserzuguß Jahr und Tag fort und kann schließlich in das Land verpflanzt werden.

Gestern und heute. „Könnten Sie mir nicht fünf Thaler leihen?" — „Ist mir leid, g'rad' gestern hab' ich um meine letzten fünf Thaler Holz gekauft, — sonst mit Vergnügen." — Vierzehn Tage später. „Könnten Sie mir nicht fünf Thaler leihen?" — „Ist mir leid, just gestern hab' ich um meine letzten fünf Thaler ein Kleid für meine Schwester gekauft, sonst mit Vergnügen." — Vierzehn Tage später. „Könnten Sie mir nicht fünf Thaler leihen?" — „Ist mir leid, eben gestern hab' ich mit meinen letzten fünf Thalern die Einkommensteuer für das laufende Semester bezahlt, — sonst mit Vergnügen." — Vierzehn Tage später. „Sie, was haben Sie denn gestern mit den letzten fünf Thalern gemacht, die Sie mir heut' nicht leihen können?"

Treffend. Instruktions-Unteroffizier: „Was bekommt der Soldat jetzt, wenn er trifft?" Soldat: „Wenn er die Mitte der Scheibe trifft, kriegt er die Schützenschnüre, und wenn er bei Urlaubsüberschreitung den Hauptmann trifft, kriegt er drei Tage Arrest."

Student: „Sie Erzschwindler, habe ich nicht, wie ich diese Cigarre kaufte, eine Sorte gewünscht, die keinesfalls stinkt?" **Händler:** „Verzeihen Se, ich hab' nicht gesagt, daß se parfümiert is, ich habe gesagt: diese Sorte empfiehlt sich selber. Was kann ich für Eigenlobs Folgen?"

Zustimmung auf jeden Fall.

„Ich habe gehört, daß Sie auf dem Punkte sind, sich zu verheiraten. Zu diesem Entschlusse kann ich Ihnen nur gratulieren. Nichts Schöneres als das Eheleben, man weiß doch, wem man angehört, und wenn man aus dem Gasthause nach Hause kommt, so wird man von einem geliebten Weibe erwartet. Wirklich, Sie handeln sehr vernünftig, sehr gescheit!"

„Aber wer hat Ihnen denn den Bären aufgebunden, daß ich heiraten werde?! Fällt mir nicht ein! So lange ich lebe, bleibe ich ledig!"

„Zu diesem Entschluß kann ich Ihnen nur gratulieren. Nichts Schöneres, als die goldene Freiheit, das Bewußtsein, wenn man noch so spät aus dem Gasthause kommt, keine Gardinenpredigt anhören zu müssen. Wirklich, Sie handeln sehr vernünftig, sehr gescheit!"

Guter Kunde. Meister: „Na, mein Junge, was wünscht Du denn?" Junge: „Für zehn Pfennig Wurst und neunzig Pfennig wieder 'raus!" Meister: „Wo hast Du denn die Mark?" Junge: „Die will Mutter nächste Woche bringen!"

Die hohen Damenhüte. Im Theater wurde die Rossinische Oper „Wilhelm Tell" aufgeführt. Ein Herr, der im Parkett sitzt, kann aber leider von dem herrlichen Stück nichts sehen, denn vor ihm sitzen zwei Damen mit furchtbar hohen Hüten. Eine Zeitlang hält er's aus; endlich bittet er die Damen, die Hüte abzunehmen, aber vergeblich. Da wird es ihm denn doch zu viel, und im nächsten Zwischenakt springt er erregt auf mit den Worten: „Sehen Sie, meine Damen, Schiller hat auch schon in seinem Tell gesagt: „Sterben ist nichts, doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück."

Aus Pitts des Aelteren Leben. Pitt war heftig von Podagra geplagt und lag in ungeheizter Stube — so hatte sein Arzt es vorgeschrieben — im Bett, als der Herzog von Newcastle zum Besuch erschien. Der Herzog war sehr frostig und hüllte sich, da die Unterhaltung sich in die Länge zog, in seinen Mantel. Da ihm dieses nicht viel half, legte er sich, wie dies bei den breiten Betten der Engländer leicht möglich ist, zu Pitt auf dessen Aufforderung ins Bett, um sich zu wärmen. Beide Minister lagen nun nebeneinander in den Federn und zankten sich herzhaft über das Auslaufen der Flotte, ohne sich durch das Eintreten eines Sekretärs, der Depeschen überbrachte, irgendwie stören zu lassen.

Nach Sevilla. Neben Viktor Scheffel wohnte in Heidelberg lange Zeit ein Flötist, der unaufhörlich das Lied mit Variationen „Nach Sevilla!" blies. Voll Verzweiflung schrieb ihm eines Morgens der Dichter: „Ich bin von Ihrer Sehnsucht nach Sevilla im höchsten Grade überzeugt, bitte Sie aber herzlichst, sich sobald als möglich auf den Weg zu machen. Bis zur nächsten Station will ich gern das Fahrgeld bezahlen."

Nutzen der modernen Richtung. „Wie hat Dir gestern abend das neue Stück gefallen?" „Ausgezeichnet! Es kommt da ein Kniff vor, bei einem Fallissement — der sehr beachtenswert ist!"

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Dreisilbige Scharade.

(Für unsre kleinen Leser.)

Mein erstes trägt so manche süße Frucht,
Mein zweites wird von Lernenden besucht
Mein Ganzes ist ein Garten nett und fein
Nun rat' einmal, was mag das sein.

Krebsworträtsel.

Dem Auge bin ich undurchdringlich,
Doch leicht durchdringbar mit der Hand,
Auf Meeres- wie auf Landespfaden
Entsteh' ich, — eine mächt'ge Wand.
Doch leicht vergänglich ist mein Wesen,
Vergänglich bin ich auch verkehrt; —
Mein Vorwärts magst Du gern entbehren,
Mein Rückwärts aber ist Dir wert.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus vor. Nummer:

des Staffelrätsels:

Weihnachten
Eschenbach
Immermann
Heinrich
Natalia
Aachen
Ceder
Hund
Tau
Es
N

des Scherz-Buchstabenrätsels: Nansen; der dreisilbigen Scharade: Hexenschuß.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.
Gesetz vom 11./VI. 70.

Verantwortlicher Redacteur W. Herrmann, Berlin-Steglitz.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.